

Was ist Theologie? oder das Schweigen des Systematikers

Eine Randbemerkung zur F.A.Z.-Rezension von Friedrich Wilhelm Graf

Friedrich Wilhelm Graf hat in der F.A.Z. vom 19. September 2018 dem *Moralapostolat* keinen Lorbeerkranz geflochten. Das muß auch nicht sein. Mein Buch ist auf Widerspruch hin angelegt; es »soll, wird und darf (...) auch weh tun. Dann weicht die Angst.« (MA Seite 14)

Allein: Friedrich Wilhelm Graf, den ich durchaus schätze und in Variation einer Kunstfigur Navid Kermanis im Licht meines Buches einen »evangelischen Freund« nennen würde, macht es sich bei seiner F.A.Z.-Rezension viel zu einfach. Vor allem: Der systematische Theologe Graf blendet die im Buch vorgetragene systematisch-theologischen Anfragen an die *Rechtfertigungslehre*, an die lutherischen *soli* (allein Christus, allein der Glaube, allein die Schrift, allein die Gnade), an das protestantische *Gewissen* und an das *simul iustus et peccator* – an die angemäßte Gottesperspektive – vollständig aus. Er thematisiert lieber Randständiges, bzw. die Folgen der beschwiegenen Systematik. Leider tut er dies verkürzend, oberflächlich, unpräzise und auch falsch:

Graf verschweigt, daß in meinem Buch ganz überwiegend protestantische Stimmen zu Gehör kommen. Nicht zuletzt wird seine eigene gegen Karl Barth ins Feld geführt.

Graf reiht Eric Voegelin ein unter »katholische Christentumstheoretiker«. Tatsächlich ist Voegelin Zeit seines Lebens evangelisch geblieben.

Graf schreibt: »Selbst für die mörderische Gewalt der Krieger des ›Islamischen Staats‹ macht Herrmann den ›Poltergeist‹ und hetzenden ›Berserker‹ aus Wittenberg verantwortlich«. (F.A.Z.)

Im *Moralapostolat* steht nichts von Luthers »Verantwortung« für den »Islamischen Staat« sondern:

»Ein in jeder Hinsicht entsicherter Glaube ist ja gerade im Nahen Osten zu besichtigen: IS-Terroristen reden nicht unbedingt von Nächstenliebe, wenn sie Ungläubige abschlachten, wohl aber vom rechten Glauben, der sich auch und gerade im Massaker erweise. Hier greift eine düstere Faktizität, eine Glaubensrealität jenseits von Kirchentagen nach der reformatorischen Spitzenthese *sola fide*. Die protestantische Theologie wird Antworten finden müssen, die nicht nur im Ghetto verstanden werden.

Aber darf dieser Zusammenhang überhaupt deutlich werden? Diese »mimetische Rivalität« (René Girard) zwischen Orient und Okzident beim Scharfstellen der je eigenen Glaubensagenda? Der immer wieder vorgetragene Wunsch, auch »der Islam« solle doch bitte endlich »seine Reformation« durchlaufen kokettiert mit der Ausweitung der Reformationszone als eines zukünftig säkularen Sektors und erteilt eine Lizenz zur Nachahmung des westlichen Vorbildes. Er ist halbwegs plausibel nur im verklärenden Tunnelblick aufs historische Endergebnis, unter Ausblendung aller Kollateralschäden.

Vieles spricht dafür: Der Islam befindet sich bereits – und überdies: fixiert – in Phase 1 seiner Reformation; mit der Adaption der »Blut- und Tränensaat der mörderischen Konfessionskonflikte. (...) Der islamische Konfessionskonflikt tobt also bereits 1400 Jahre. Und er eskaliert seit einiger Zeit nicht zuletzt deshalb, weil innerhalb der Gruppe der Sunniten immer mehr (wahhabitische) Kräfte und Organisationen zurück zu den Altvorderen streben – *ad fontes*, zu den Glaubensquellen, die in der Welt und in der Zeit des Propheten nach seiner Übersiedlung nach

Medina verortet werden. Diese rückwärtsgewandten Utopien der Salafisten und des »Islamischen Staates« suchen und finden mehr und mehr Anhänger.

Und von der radikalen Wortgläubigkeit, der Gottesunmittelbarkeit, der eigenen Prädestinations- und Paradiesgewißheit mit der gewaltbereiten Reinheitsagenda, über die Virtuosität in der Handhabung der jeweils neuen Medien (Buchdruck/YouTube), bis hin zur ikonoklastischen Raserei bei der Zerstörung der falschen Bilder (von Heiligen/des Weltkulturerbes), gibt es – bei allen Unterschieden in der Ernsthaftigkeit von Luthers theologischem Ringen – irritierende Parallelen. Daß am Ende des aktuellen Leichenzuges irgendwann einmal die Säkularisierung der islamischen Hemisphäre stehen könnte, hilft niemandem in der Gegenwart.« (MA Seite 66ff)

Graf schreibt: »Überraschend ist allein die wenig überzeugende Behauptung, daß die Wittenberger Reformatoren in Sachen Ethik nichts zu bieten hätten. Dies ist weder mit Blick auf Luther noch erst recht für Melancthon plausibel.« (F.A.Z.)

Im Moralapostolat wird ein wenig dialektischer argumentiert:

»Im Kern seines Anliegens ging es Martin Luther nicht um Moral und Ethik, sondern um einen theologischen Weg, seine übergroße Heilsangst in Heilsgewißheit zu konvertieren. Luther sorgte sich also nicht inhaltlich um moralische Tugenden oder Prinzipien, sondern agitierte, polemisierte, diffamierte, hetzte und verdächtigte in einem moralistischen Modus. Er wählte eine moralische Form der Durchsetzung, keinen Inhalt. Präziser: Er machte eine Form zum konfessionellen Inhalt. Es ist dies eine folgenreiche, paradigmatisch gewordene Verschiebung, die von der protestantischen Theologie gerne ausblendet wird, weil diese Verschiebung – von einem inhaltlichen zu einem prozeduralen und funktionalen Verständnis – auch den reformatorischen Spitzthesen zugrunde liegt: Glaube, Liebe, Gewissen, Rechtfertigung und Freiheit sind nunmehr Begriffe, die ihren Eigenwert einbüßen, aber ihre Tauglichkeit erweisen müssen, Heilsgewißheit zu gewährleisten, und die deshalb funktional in Verdacht geraten.« (MA Seite 48f)

»Der systemtheoretische Blick auf den Moralbegriff erscheint auch deshalb geeignet, weil er der inhaltlichen Enthaltung der Reformatoren als Ethiker Rechnung trägt. Vor allem Luther leistet wenig bis nichts für eine Begründungs- oder Reflexionstheorie der Moral, aber Vieles und Neues bei der öffentlichkeitswirksamen massenhaften Durchsetzung einer Achtungs- und Mißachtungskommunikation im Spannungsfeld zwischen Inklusion und Exklusion: Es geht – mehr denn je – um Erlöste und Verdammte (Thomas Kaufmann).

Mit der systemtheoretischen Erdung Luthers in einen immer schon moralisch operierenden Raum soll dem volksliedhaften Konsens begegnet werden, der im Reformator gleichsam den Alleszermalmer einer Moral (der veräußerlichten Werke) feiert und der nur ungern die Vielzahl paradoxaler Befunde in Rechnung stellen will, die Luther und die Reformation – von den Anfängen bis heute – als Premium-Produzenten von Moral ausweisen könnten. »Es scheint ein Paradoxon vorzuliegen. Die Pädagogisierung des Evangeliums wird mit Entschiedenheit abgelehnt; aber die reformatorische Bewegung löst tiefgreifende pädagogische Wirkungen aus.« (Friedrich Delekat) Und es scheint nicht nur so.« (MA Seite 21f)

Graf schreibt: »So lassen sich gegen Herrmanns allzu pauschale Aussage, daß »der Protestantismus« bloß die moralistische Trivialisierung des Christlichen betrieben habe, viele gute Gründe anführen.« (F.A.Z.)

Im Moralapostolat liest man dazu – mit Rekurs auf protestantische Theologen:

»Mit anderen Worten, in Bezug auf das hier in Rede stehende Moralapostolat: Die für den Neu- und den Kulturprotestantismus ja weitgehend zugestandene moralisierende Wende ist schon bei Luther analytisch aufweisbar und zeigt die Problemstellung an. Der spektakuläre Briefwechsel zwischen Adolf von Harnack, dem »kulturprotestantischen Papst«, und dem damals kurz vor seiner Konversion stehenden evangelischen Theologenstar Erik Peterson markiert diesen wunden Punkt des Protestantismus. Peterson schreibt: »Übrig bleibt (vom Protestantismus, Anm. d. Verf.) nur die Unverbindlichkeit einer allgemeinen moralischen Paränese (einer Ermahnung, Anm. d. Verf.).« Und Harnack antwortet: »Das liegt in der Natur des Neuprotestantismus, der übrigens eine legitime Konsequenz des Altprotestantismus ist.« (MA Seite 35f)

»Ein rechtfertigungstheologischer Furor benutzt die Frage nach dem allein Heilsnotwendigen als Ockhamsches Rasiermesser, um Schönheit, Liturgie, Frömmigkeit und Tradition abzuschneiden und zuletzt eine abstrakte Gnade und eine gesetzliche Moral übrig zu behalten.« (Walter Schöpsdau) (MA Seite 324)

Graf schreibt: »Und gewiß hat Luther keinen ›Christomonismus‹ gelehrt.« (F.A.Z.)

Im Moralapostolat steht nirgendwo, daß Luther Christomonismus »gelehrt« hätte. Vielmehr liest man dort:

»Daß Luthers *solus Christus* kaum noch den trinitarischen Gott des Bekenntnisses von Nicäa meint, ist für die meisten protestantischen Theologen von heute ohne Belang. Sie sehen hier ohnehin eine Hellenisierung des Christentums am Werk und nicht die »Christianisierung des Hellenismus«. Vereinzelt kritische Stimmen, die bei Luther eine »theologisch verengte trinitarische Perspektive« (Hans Martin Barth) konstatieren, äußern sich vorzugsweise nach ihrer Emeritierung. (MA Seite 114)

Unstrittig dürfte sein, daß sich aus Luthers Christozentrik à la longue ein uneingestandener »Christomonismus« entwickelt hat, der – eine These der hier vorliegenden Untersuchung – zu einer Vater- und Ursprungsvergessenheit nicht nur innerhalb des Protestantismus sondern der westlichen Gesellschaften überhaupt geführt hat; camoufliert und ins Recht gesetzt als selbstbezüglich »mündiger Aufstand« gegen Ursprünge, Autoritäten und Väter aller Art. Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft befindet sich der Westen also schon sehr viel länger, als es das Buch von Alexander Mitscherlich nahelegt.« (MA Seite 115)

Graf schreibt: »Inspiriert von Schmitts Kritiker Erik Peterson, führt er (Herrmann) das von Locke und Montesquieu entfaltete Konzept der Gewaltenteilung auf die christliche Trinitätslehre zurück. Dabei verwickelt sich Herrmann allerdings in Widersprüche. Der Vorzug der orthodoxen theologischen Tradition liege gerade darin, dass hier das Trinitätsdenken ungleich differenzierter, begrifflich reicher entfaltet worden sei als im Westen. Unabhängig von der Frage, ob dies tatsächlich der Fall war – nicht nur Hegel spricht dagegen –, stünde dann zu erwarten, dass orthodoxe Theologen in ihrer politischen Ethik dem Thema der Begrenzung politischer Macht durch Gewaltenteilung besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Dies wird man aber weder für die russischen noch für die serbischen oder griechischen orthodoxen Denkwelten sagen können. Der Glaube an den starken Staat ist vor allem in der russischen Orthodoxie sehr viel ausgeprägter als einst im deutschen Luthertum.« (F.A.Z.)

Dem wäre zu entgegen: Gerade ein systematischer Theologe müßte die Andersartigkeit ostkirchlicher Theologie berücksichtigen. Keineswegs stünde dann »zu erwarten, daß orthodoxe Theologen in ihrer politischen Ethik dem Thema der Begrenzung politischer Macht durch Gewaltenteilung besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätten«.

Das berühmte Diktum Carl Schmitts – »Alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe« – ist eine genuin westliche Denkfigur, die sich nicht bruchlos auf die Ostkirchen und ihr Verständnis von *Symphonia*, dem harmonischem *Zusammenklang* von weltlicher Macht und Geistlichkeit, übertragen läßt. Ein mystagogisches, dezidiert apophatisches Verständnis von Theologie konvergiert nicht ohne weiteres mit einem scholastischen bzw. hochrationalen. Daß Hegel trinitarisches Denken in Philosophie überführt hat, wird im *Moralapostolat* übrigens diskutiert; bei gleichzeitiger Markierung des apophatischen orthodoxen Ansatzes:

»Aus der Sicht der Orthodoxie verliert sich der Westen, in der Folge des filioque, in elaborierten systematisch- theologischen Spekulationen zum Verhältnis des innertrinitarischen Lebens zur heilsökonomischen Offenbarung Gottes; eine Gleichung, die möglichst aufgehen soll, in Hegels Phänomenologie des Geistes sogar in Philosophie aufgegangen ist, während der christliche Osten hier zum Schweigen rät.« (MA Seite 116)

»Die in Rede stehende Distanz (...) erwuchs also im Osten wesentlich aus der neuplatonisch grundierten apophatischen Meditation über die trinitarische Oikonomia; aus der geisttheologischen Schau der Mysterien; während sie sich im Westen aus dem systematisch-philosophischen Nachdenken einer zunehmend selbstgewissen Kirche speiste. Dabei ist es im Kern bis heute geblieben und dies erklärt sowohl den die Versenkung fördernden orthodoxen wie den intellektuell alles verdauen-wollenden römisch-katholischen Ansatz.« (MA Seite 53f)

Friedrich Wilhelm Grafts Abwertung der Ostkirche als »Ethno-Religion« nimmt überdies keinen ökumenischen Partner mehr ins Visier, sondern setzt auf *Abschottung* der beiden neunmalklugen Westkirchen, die aber leider – und möglicherweise aufgrund ihrer Rationalität – sehr viel mehr Leichen im Keller angehäuft haben als die unaufgeklärten, auf »Erfahrungstheologie« setzenden Ostkirchen. So unangenehm das aktuelle Gesicht der Orthodoxie in Teilen auch sein mag: Kirchentümer, die über Jahrhunderte aus den Klöstern und aus dem Gottesdienst heraus leben, verdienen Respekt; möglicherweise sogar mehr Respekt als die hochrational inquisitorischen, bzw. an einem neuen Jerusalem/Genf bastelnden westlichen counterparts

Eventuell taugt der Patriarch von Konstantinopel – in seiner Machtlosigkeit – viel besser zum Sprecher der Christenheit als der aktuelle Papst oder Kyrill I., von den Satelliten dieser beiden ganz zu schweigen.

»Ex oriente lux, daß aus dem Osten das Licht kommt, ist ein impliziter Subtext dieser Marginalien. Er will nicht verabsolutierend, sondern »orientierend« verstanden werden, will blinde Flecken der abendländischen Optik in der Schau der östlichen Kirchenväter kontrastiv aufhellen. Der Westen sollte mehr Orthodoxie wagen! Die schwächer ausgeprägte diakonische Bereitschaft und eine mitunter befremdliche Seelsorgepraxis mit oftmals ungenügend ausgebildeten Leutpriestern ist damit ebenso wenig gemeint, wie der Mangel an missionarischem Eifer durch die Konkurrenz und die Zerstrittenheit der für Nationalismen anfälligen autokephalen Ostkirchen oder die Putin-Nähe des Patriarchen von Moskau. Der ostkirchlichen Perspektive gilt vielmehr wegen ihres geisttheologisch unverkürzten, dezidiert trinitarischen Bekenntnisses, ihres Wissens, »daß es keine Theologie außerhalb der Erfahrung gibt« und des Primats des Logos vor dem Ethos die Sympathie des Verfassers.« (MA Seite 28)

»Was haben der Patriarch von Moskau und der Metropolit der Kirchenprovinz Köln gemeinsam? Es ist ihre Nähe zur weltlichen Obrigkeit. Die Agenda der Regenten ist auch ihre Agenda und ihr Reich ist darum ganz von dieser Welt. Das Hohelied der Liebe, das sie anstimmen, hört auf die Melodie »Wes Brot ich eß, des Lied ich sing«. Sie sind eingebettete Kombattanten.« (MA Seite 287)

Was ist Theologie? Diese drängende Frage Erik Petersons von 1925 steht auch 2018 im Raum. Graf hätte in seiner Rezension meinen Blick auf die Abgründe der protestantischen Systematik streifen können – streifen müssen und er wäre dabei den Blicken anderer Protestanten begegnet. Echos. »*Strangers passing in the street. By chance two separate glances meet. And I am you and what I see is me. And do I take you by the hand. And lead you through the land. And help me understand the best I can.*« (Echoes, Pink Floyd)

Was ist Theologie, Evangelische Theologie? Die F.A.Z. druckte das Schweigen des Systematikers.